

# Die Zeitschrift

Nr. 32

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Wilhelm stopfte die Hände in die Taschen und wendete sich jetzt. „Eigentlich nichts mehr verloren habe ich hier,“ sagte er und ging mit bleichem, trozigem Gesicht aus der Stube. Ihre Aufrechtheit hatte noch standgehalten. Jetzt verzog sich ihr Gesicht. Langsam trock das blinne Blut in ihre faltigen Wangen. Dann schlug der steife Rücken auf einmal in die Kissen zurück. Sie drehte sich gegen die Wand.

Berena fand kein Wort, sie setzte sich ans Fenster, dorthin, wo eben noch Wilhelm gestanden hatte. Eine lange Weile war es still in der Stube. Und weil kein Wort gesprochen wurde, kamen die Gedanken. Berena hatte die vergangene Nacht sich zurechtgelegt, wie ihr Leben sich plötzlich gewendet hatte. Jetzt kam ihr alles klar und einfacher zurück. Den Wilhelm, den Bräutigam hast verloren! Begreife es! Kein Markten gibt es und keinen Zweifel! Er schiebt dich beiseite wie ein Stück Holz. Nicht einmal große Reue hat er darüber. Er sollte dich nicht reuen, der leichtlebige schwache Mensch! Und doch rent er dich.

„Brenn!“ stöhnte die Waise vom Bett her. An ihrem Reichen merkte das Mädchen, was kommen wollte. Sie fuhr aus ihren Gedanken und trat ans Bett. Vielleicht hatte die fürchterliche innere Erregung die alte Frau bisher aufrecht gehalten. Jetzt kam ihr Leiden über sie wie noch nie. Berena eilte vor die Tür und schrie nach der Magd. Zum Doktor sollte sie laufen. Als der Arzt kam, mühten er und Berena sich stundenlang um die Kranke. Endlich überstand sie auch diesen Anfall. Freilich lag sie nachher wie tot vor Erschöpfung. Berena aber wußte nichts anderes, als daß sie jetzt bleiben mußte. —

In der nun folgenden Zeit kam eine große Unruhe in das Waserhaus. Die Waise hielt ihre Tür wider alles geschlossen, was in die Räume ihres Sohnes Neues kam; Berena aber, die ab und zu gehen mußte, bekam nach und nach alles zu sehen, was sich da begab. Zuerst lief ihr Gilde in den Weg. Berenas Stube und zwei

danebenliegende wurden für das junge Paar eingerichtet. Wilhelm kaufte ein, was er neu hincinstellen wollte; vielleicht half ihm die Berahnin bei der Wahl, da er sonst niemand um Rat fragte. Fast täglich wurde irgendein Möbelstück über die steilen Treppen heraufgeschleppt. Als die Stuben gefüllt waren, kam die Gilde. Sie kam zu Recht; denn gestern hatte ihre Eheverbindung im Amtsblatt gestanden. Aber sie kam nicht siegesbewußt. Sie begegnete Berena, als diese just aus dem Hause

Mit mehr Geräusch als die Tochter kam die Berahnin ins Haus. Sie kam, wie sie drüben in ihrem Laden saß, in einem schleppenden Kleide von auffallender, etwas verschoffener Farbe. Das Kleid rauschte, wenn sie ging, und sie hatte in ihrem Wesen etwas Marktschreierisches, obwohl sie ganz gemessen und vornehm tat. Sie war von hoher, schlanker Gestalt; ihre Züge waren noch immer schön und ebenmäßig; nur die Nase war spitz und rechthaberisch. Ihr schönes, volles weißes Haar glänzte fahl, während sie durch das düstere Treppenhaus hinaufstieg. Auch sie kam die neue Wohnung ansehen. Wilhelm empfing sie. Es schien ihm nicht ganz wohl zu sein bei dem Besuch; er machte ein hilfloses Gesicht. Die Berahnin achtete nicht darauf, tat, als ob sie zu Hause wäre, sah sich in jeder Zimmerecke ein Duzendmal um, wollte das so haben und jenes so und regierte so lange, bis aus Wilhelms Unbehagen eine merkliche Ungeduld wurde. Er schnitt mehrere ihrer Bemerkungen mit einem kurzen: „Es wird schon recht werden,“ ab und pflanzte sich so lange neben der Türe auf, bis die redselige Frau merkte, daß er sie ihr zeigen wollte. Sie errötete, aber es schien ihr daran zu liegen, ihn bei Laune zu erhalten, und sie trat auf die Schwelle. Dann brach einer ihrer Wortschwallen über ihn herein: „Deine Mutter möchte

ich doch sehen — das gehört sich doch —, wir kennen einander noch nicht einmal!“

Er trat unwillkürlich vor die Tür, die zu seiner Mutter Stube führte. „Sie ist zu krank! Daß sie nicht zufrieden ist, wissen Sie auch!“ Er sagte das plump und schroff.

Die Berahnin fand für gut, nicht weiter in ihn zu dringen. Innerlich war sie zufrieden: Gut machte es die Gilde! Sie setzte ein freundliches Gesicht auf. „Grüß sie mir, die Mutter!“ sagte sie. Dann stieg sie mit ihm die Treppe wieder hinab.

Frau Katharina und Berena hatten das laute „Grüß sie mir!“ gehört, das sie vor ihrer Tür gesprochen hatte.



Poul Christensen: Landweg bei Karlsruhe.

gehen wollte, um eine kleine Besorgung zu tun. Aus der Backstube trat sie. Als sie Berena erblickte, streckte sie unwillkürlich die Hand aus und stammelte: „Fräulein —“

Berena übersah ihre Hand. Da zog sie sie hastig und erschreckt zurück. So furchtsam stand sie dann da, daß sie der anderen fast leid tat.

„Ist er — ist er oben, mein Bräutigam?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Berena.

„Ich soll sehen kommen, wie alles eingerichtet ist,“ fuhr Gilde mit unsicherer Stimme fort. Berena aber hielt sich nicht auf, nickte und verließ sie. Nachher sah sie noch lange Gildes erschrockenes Gesicht vor sich, und es tat ihr leid, daß sie ihr nicht ein gutes Wort gesagt hatte.



„Hörst, wie die Fremden ins Haus kommen?“ sagte die Wase. „Im Grab wird er sich umbrehen, der Vater!“ —

Von da an gingen und kamen die Berahnin täglich ein paarmal, die Frau laut und großtuerisch, die bleiche, weißblonde Junge gedrückt, scheu, gleichsam auf den Beinen gehend. Die letztere trat einmal unter die Tür einer ihrer neuen Stuben, als Berena in den Flur kam. Es sah aus, als hätte sie auf sie gewartet.

„Fräulein!“ flüsterte sie.

Berena wandte sich um. Die andere stand so hilflos dort, daß sie nicht anders konnte und zu ihr ging. „Sagen Sie mir,“ bat Gilde zwischen Schluchsen und Weinen, „darf ich nie zu ihr, zu seiner Mutter?“

Berena sah einen Augenblick an den Boden. „Was brauchst ihr zu antworten, was geht sie dich an!“ durchfuhr es sie. Aber sie war nicht klein, die Berena. Ruhig blickte sie auf. „Sie müssen Geduld haben,“ sagte sie, „mit der Zeit...“ Und ohne zu vollenden, ging sie.

Gilde sah ihr mit schwimmenden Augen nach. —

Das war eine stille Hochzeit. Zumal im Waserhaus merkten sie wenig davon, daß Wilhelm heiratete. Er kam am frühen Morgen — es war noch kaum Tag — in seiner Mutter Stube und steckte in einem neuen schwarzen Anzug. Er sah gut darin aus, hielt sich stattlicher als sonst, weniger vorn eingebückt. Sein blondes gewelltes Haar und die gesunde Farbe seines Gesichtes wurden durch die feierlichen schwarzen Kleider schön hervorgehoben. Die Wase schüttelte den Kopf, als sie ihn ansah. In diesen Kopf wollte es nicht hinein, daß der stattliche Mensch sich an eine Wegwärt, die nicht zu ihm paßte.

„Heute gilt es,“ sagte Wilhelm. Er lachte ein wenig; es lag ihm daran, ein gutes Wort mit auf den Weg zu nehmen.

„Hoffentlich reut es Dich nie,“ sagte die Mutter. Sie gab ihm die dünne Hand und von den Augen rannen ihr zwei dünne Tränenstreifen über die faltigen Wangen. Weil er im Innersten gutmütig war, wurde auch ihm der Blick feucht. Er wendete sich ab und wollte gehen. Da merkte er erst, daß die Berena hinter ihm stand. Er errötete jäh; in diesem Augenblick fiel ihm doch ein, daß er der bitter unrecht getan.

„Ich wünsche Dir Glück,“ sagte sie. Sie gab ihm die Hand nicht; beide Arme hingen ihr schlaff am Kleide nieder, und sie war sehr bleich; aber er fühlte doch, daß sie ernstlich und von Herzen meinte, was sie sagte.

„Ich danke Dir,“ sagte er und wandte sich der Tür zu. Der Kopf hing ihm jetzt wieder auf die Brust. Es drückte ihn doch, daß nicht alles recht war an diesem Tage. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und sah Berena an. Er wollte etwas sagen, das schwer aus ihm herauskam; so räusperte er sich zuerst. „Gelt,“ stotterte er dann — „im Geschäft — weil ich nicht da bin —“

Berena half ihm. „Ich will nachsehen im Geschäft, heute,“ sagte sie. Da trat er vollends aus der Stube. „Danke,“ murmelte er noch einmal kurz und trocken.

Diesen ganzen Tag brachte Berena wieder im Laden und in der Backstube zu, wo sie so lange nicht mehr gewesen war. Bei der Wase saß eine Mieterin aus dem unteren Stock, eine alte Jungfer, die schon hier und da bei ihr gewacht hatte. Eben als Berena am Abend die Ladentasse leerte und zuschloß, kamen die Neuvermählten heim. Ein Wagen brachte sie. Es regnete, und im Hausflur war es dunkel. So tat Berena, die sie hat kommen hören, die Backstubentür auf und hielt ein Licht hoch. Die junge Frau stieß soeben hastig die Haustür auf. Sie hatte ein weißes, schönes Kleid an, dem

man es ansah, daß eine geschickte Hand es gearbeitet hatte. Der Gilde mit ihrem farblosen, zarten Gesicht stand es wunderbar gut. Das Herz wurde dem warm, der sie ansah. Als sie Berena erblickte, machte sie ein trübes Gesicht. „Es regnet so,“ sagte sie; es war, als ob sie meinte: es regnet Unglück.

Die Hausleute hatten den Wagen anfahren hören. Oben gingen ein paar Türen. Eine Anzahl Köpfe sah aus jedem Stockwerk über das Treppengeländer nieder.

Jetzt trat auch Wilhelm ins Haus. Er schien seiner Beine nicht mehr ganz sicher zu sein. Sein Gesicht war rot und glänzte. „Guten Abend!“ sagte er. Dann wandte er sich an seine Frau, sagte: „Geh jetzt!“ und winkte mit dem Kopf nach der Treppe. Dabei lachte er und gluckste einmal. Als sie dann hinaufgingen, stolperte er zuweilen; man hörte das schwere Anschlagen seiner Schuhe.

Die Leute, die neugierig nach ihm ausgeguckt hatten, verschwanden, bevor er herankam. Sie wußten nicht, was sie aus der Sache zu machen hatten: mit der einen versprach er sich, die andere nahm er zur Frau, der Wilhelm Waser!

Am nächsten Morgen ging alles seinen gewohnten Gang; nur daß ein stiller, kindischer Mensch, die Gilde, mehr im Hause war.

„Wie ist sie?“ fragte die Wase Berena. Diese sah sie gerade und ehrlich an. „Ich müßte lügen, wenn ich nicht sagen wollte, daß sie es gut meint.“

Die Wase wollte nicht mehr wissen.

Die Zeit schwand dann, aber die kranke Frau tat der Schwiegertochter die Tür nicht auf. Diese gewöhnte sich allmählich daran. Sie war keine, die einen eigenen Willen hatte oder gar die Kraft, solchen zur Geltung zu bringen. So zimmerlich, wie ihr ganzes Wesen war, griff sie auch ihr neues Leben an. Zuvörderst hatte sie das Lachen, gleich dahinter das Weinen. Wenn etwas nicht geraten wollte, lachte sie; sah sie einen, der nicht mit ihr lachte, so stiegen ihr die Tränen auf. In ihren drei Stuben kam sie so leidlich zurecht, da die Friederike, die Magd, ihr Hand reichte. Hatte diese einmal anderswo zu tun, konnte die Gilde mit der Arbeit nicht fertig werden. Im Laden, wohin Wilhelm sie gleich nach der Hochzeit setzte, ging es schlimmer. Sie hatte keine Gedanken für die Preise, kein Gedächtnis für die Benennungen der Brote, und wenn sie eines vom Gestell herabzulangen hatte, so ließ sie es regelmäßig mit lautem Klatsch zu Boden fahren, weil sie so geziert danach griff, als fürchtete sie das bißchen Mehl, das ihr dabei an den Fingern blieb. Wilhelm trat dann aus der Backstube, hatte einen roten Kopf und murrte ein barsches: „Paß doch auf!“

Das genügte, um zu veranlassen, daß ihm seine Frau vom Ladentisch weg und hinauf in die Wohnung lief, um zu flennen. Er aber war weder ein Feiner noch ein Geduldiger. Zweimal ging er ihr nach und ließ ein Donnerwetter über sie los, daß die Wase nebenan in ihrem Bett aufschreckte.

„Hörst?“ sagte sie das zweitemal zu Berena. „Da ist der Frieden schon entzwei.“

Beim drittenmal nahm der starke Mensch, der Wilhelm, sein Weib am Handgelenk und führte sie mit Gewalt dorthin zurück, von wo sie gekommen war — in den Laden. „Sei kein Narr, da bleibst!“

Die Kunden wunderten sich nachher, daß die junge Waserin immer vor sich hinschluchzte, während sie bediente. Guten Willen aber hatte die Gilde doch. Wenn sie etwas recht hatte machen können, leuchtete ihr ganzes Gesicht auf. Sie hatte nur wenig Kraft zum Rechtmachen. Dann kamen auch nach wenigen Wochen schon ihre schweren Tage. Es wollte nicht lange mehr dauern, bis ihre Zeit kam. Und sie war weh-

leidig, strengte sich nicht an, ließ gleich alles hangen. Wilhelm schimpfte und fluchte. Nachher ließ er sie gewähren und tat im Geschäft selbst, was ihr obgelegen hätte.

In diesen Tagen war es, daß er der Berahnin die Tür wies. Diese steckte seit der Hochzeit mehr bei der Tochter als in ihrem Modewarenladen, versuchte in den Wäckerhaus halt hineinzuregieren und holte bei dem Schwiegersohn auch zweimal das, was bei ihr keinen Halt hatte — Geld. Wilhelm gab das Verlangte, das erstemal überrumpelt, mit einer gewissen Bereitwilligkeit, das zweitemal zögernd, mürrisch. Beim drittenmal stieg ihm das Blut bis unter das blonde Haar. „Gib mir erst wieder, was ich Dir vorher geliehen habe,“ sagte er zu der aufgeputzten Frau, die vor ihm stand. Es glomm ein böser Born in seinen Augen.

Die Berahnin legte ein freundliches Mäntelchen um. „Ich kann jetzt nicht,“ sagte sie ruhig und süß; „ich muß auch das Geld notwendig haben.“

„Wie viel sagst?“ fragte Wilhelm.

„Tausend,“ sagte die Berahnin etwas gedrückt.

Wilhelm drehte ihr wortlos den Rücken. Aber sie kam ihm nach. Jetzt flennete sie. „Vergetst du (bankrott) werde ich,“ plägte sie heraus, „wenn Du mir nicht hilfst.“

Da sah er sie einen Augenblick an, als ob sie ihn ins Gesicht geschlagen hätte. Dann trat er hinter den Tisch in der Backstube, so daß der zwischen ihm und der Schwiegermutter zu stehen kam. „Da,“ sagte er und strich mit dem Daumen heftig und lang über die Tischplatte, als zeichne er eine Grenze. „Da bist Du und da bin ich. Was Dich angeht, geht mich nichts an und umgekehrt. Jetzt weicht es.“

Die Berahnin wurde bleich. Sie hatte eine gute Meinung von sich und wußte vor heimlichem Born keine Worte. Tragödienhaft warf sie den Kopf hoch und rauschte in ihrem Schleppkleide durch den Laden hinaus. Dabei vergaß sie, daß es nach dem Abgang schwer war, wiederzukommen, lernte es aber später. Sie geriet bald in Zahlungsschwierigkeiten. Der Bankrott kam wirklich. Der Schwiegersohn aber kümmerte sich nicht darum und verbot ihr, als sie ihn drängte, sein Haus.

Berena staunte zu dieser Zeit über den Better Wilhelm, daß er standhaft war und sich in die schiefe Sache der Berahnin nicht einließ. Sie sah; wie er von Anfang an der fremden, großtuerischen und hohlen Art der Berahnin gegenüber seine eigne Geradheit und Schlichtheit festhielt, sah letztere auch neben dem zimmerlich-kindischen Wesen der jungen Frau, schwerfällig, aber gesund, mehr als bisher hervortreten und dachte gut von ihm darob. Freilich konnte sie sich auch das andere nicht verhehlen, daß Wilhelm langsam ein inneres Mißbehagen anzukommen begann, weil er mehr und mehr erkannte, wie er für die erstere Lebensseite an seiner Frau keinen Kameraden gewonnen hatte. Er sah in Haus und Geschäft vieles vernachlässigt, was zu der Mutter und Berenas Zeiten in Ordnung gewesen, und er war nicht der Mensch, seinen Nerger darüber mit dem Entschluß zu schlagen, aus der Gilde das noch zu machen, was sie nicht war. In seiner Mißstimmung gebrach ihm die gewohnte Arbeitslust. Er lief mitten am Tag und häufig abends ins Wirtshaus und blieb lange fort. Wenn er spät in der Nacht hineinkam, hörten die drei Frauen, die sich um sein Geschick kümmerten, ihn unsicher und geräuschvoll über die Treppe tapfen und wußten, wie er die Zeit verbracht, selbst wenn er nicht am anderen Tage mit fahlem Gesicht und hängendem Kopf herumgegangen wäre.

Berena sah zu und hatte dabei seltsame und einander widerstrebende Gedanken. Manchmal tat ihr die junge Frau leid, die in den ersten



Wochen ihrer Ehe schon verlassen zu Hause saß. Häufiger aber grollte sie ihr darum, daß sie den Mann nicht zu halten verstand. Dabei und während Wilhelm es zusehends schlimmer trieb, bemächtigte sich ihrer eine Unruhe. Ihr war, als müßte sie gefesselt zusehen, wie einer ertränke. Sie fühlte die Kraft in sich, Wilhelm zu lenken und gegen seine eigene Schwäche zu stützen. Sie kannte seinen guten Kern, traute sich zu, das Gute in ihm, die Arbeitskraft und die Arbeitslust, anzufachen und durch seine Freude am Gedeihen seines Tagwerkes sein zeitweiliges Lahm- und Lässigerwerden zu besiegen. Eben aber, weil sie ihn verstand und durchschaute, brannte ihr das Herz, daß sie nicht den kleinsten Teil an ihm hatte. Und aus dem Schmerzempfinden, daß sie ihm keine Freundschaft halten durfte, wuchs unwillkürlich das Leid darob, daß er ihr verloren gegangen war, neu und größer empor. Die Erinnerung an den Abend mit ihm auf dem See, der der eine Abend in ihrem Leben war, kam ihr häufiger als je zurück. Sie war nicht alt genug, um nicht Heimweh nach dem zu empfinden, was damals gewesen war. Und es war vielleicht, daß sie an Wilhelm nie fester gehalten als in diesen Tagen, da sie als fast eine Fremde zur Seite seines Weges stand.

Einmal eines Abends, da die Sonne über den grünen Hügel stand, die im Westen den Stadtbann säumten, und ihr Licht sauft und reich über Dächer und Bänken, nieder in Gassen und hinein in goldschimmernde Fenster der Stadt floß, waren die innere Unruhe und ein unbestimmtes Gliederlangen in Berena so mächtig, daß sie es auf ihrem Platz am Fenster in der Stube der Wase nicht aushielt. Sie legte die Arbeit weg. Die Kranke schlief; sie schlief jetzt viel und war kindhaft mager und schwach geworden. Im Aufstehen kam Berena eine Sehnsucht an, einen Augenblick in Luft und Sonne sich zu ergehen. Sie gab dieser nach, bat im Vorbeigehen die Mieterin im zweiten Stock, auf eine Viertelstunde zur Wase zu gehen, und lief dann barhaupt, wie sie stand und ging, hinab und hinaus in die Gasse. Das Leben in dieser und in den Straßen war nicht minder laut als sonst, aber es lag selbst über dem Lärm und Gewoge etwas Dämpfendes, Edleres und mochte in dem leisen Glanz liegen, den der scheidende Tag in der Stadt und Menschentreiben warf. In einem geschäftig-raschen Gang — es litt sie nicht, irgendeinem zu zeigen, daß sie müdig sich erging — wendete sich Berena die nächste Gasse hinan und kam auf den Münsterplatz, den stillere Häuser säumten, aus dem aber in der Mitte des Frankenkaisers zweitürmige Kirche dunkel und ernst sich erhob. (Fortsetzung folgt.)

## Das Faaborger Museum und seine Kunstschatze.

Von Th. Völcker.

(Schluß.)

In der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Entwicklung Dänemarks nahm der dänische Bauer regen Anteil. Mit Hilfe eines weitverzweigten Genossenschaftswesens sorgte er dafür, daß die Landwirtschaft oder vielmehr die Viehzucht durch steigende Ausfuhr nach dem Auslande immer größere Gewinne abwarf; in den ländlichen Hochschulen wurden neben den fachlichen auch die allgemeinen Bildungsbestrebungen gepflegt, und überdies verstand es der Bauer, sich politisch zur Geltung zu bringen, und zwar nicht geleithammelt von konservativen Junkern und Schutzhülfern, sondern auf demokratischer Grundlage, im Bunde mit einer kleinen Gruppe von Leuten aus dem fortge-

schrrittenen Bürgertum und auch im Bunde mit der aufstrebenden Sozialdemokratie, die an der Durchführung der demokratischen Ideale der bauerlichen Linkenpartei außerordentlich stark interessiert war. Der politische Kampf endete nach dreißigjähriger Dauer für die Bauernpartei mit der Ernennung des Linkenministeriums Deunher im Herbst 1901. Nachdem die einst so kampfesmütige Linkenpartei zur Herrschaft gelangt war, ist sie allerdings aus der Art geschlagen, hat ihre demokratischen Ideale vergessen und sich mehr und mehr mit der Reaktion verbündet. Gleichwohl hat der Bauer sich eine achtunggebietende Stellung verschafft, und das mußte auch in der dänischen Malerei zum Ausdruck kommen. Zahlende Kundschaft der Maler sind die dänischen Bauern allerdings noch nicht geworden. Die Künstler, die Tüchtiges leisten, halten auf Preise, die den Bauern zu hoch erscheinen, und darum ist die Kunst, die nach Brot geht, wie ein Sprichwort sagt, auf das wohlhabende Bürgertum angewiesen. Deshalb ist es auch einträglicher, die Motive des Schaffens im Leben dieses Bürgertums zu suchen.

Wie überall in der Welt hat es auch in Dänemark einer längeren Entwicklung bedurft, bis der moderne Geist und die moderne Malerei sich durchsetzen konnten. Die Anhänger der ästhetisierenden Richtung, der Schönmalerei, die, kurz gesagt, von dem Grundsatz ausgehen, daß der Künstler das Schöne und Erhabene in Natur und Menschentum in schönster Form darstellen soll, erblickten in den Werken der neuen Generation auch in Dänemark so etwas wie „Kunststeinkunst“.

Es war im Jahre 1882, als auf der Kunstausstellung in Kopenhagen ein Bild erschien, das dem Maler, Peder Severin Krøyer, in Paris die goldene Medaille verschafft hatte, aber in seinem Heimatlande, bei den Kunstverständigen alten Stils, große Entrüstung hervorrief, auf der anderen Seite aber auch hier begeisterte Anerkennung fand. Das Bild trägt den Titel: *Italienische Dorfputzmacher*. In einem Kellerloch, durch dessen kleines Fenster das Sonnenlicht eindringt, stehen halbnackt, nur mit Hosens bekleidet, der Putzmacher mit tropfender Nase und auf zwei Stühlen zwei kleine Jungen bei der Arbeit. In diesem Bilde ist nichts zu finden, was erinnern könnte an das sonnenfrohe Volksleben Italiens, wie es seinerzeit der übrigens keineswegs zu verachtende dänische Maler Marstrand geschildert hatte. Krøyer hat aber dann sich abgewendet von solchen proletarischen Motiven und ist der Maler vornehmer Leute geworden, nicht eigentlich der Geldprogen, sondern vor allem der auf der Höhe ihres Erfolges angelangten Größen der Literatur, der Kunst und Wissenschaft. Treffliche Bildnisse von Holger Drachmann, Georg Brandes, Schandorph, Bjørnson, Jonas Lie und anderen sind ihm zu danken, und oft finden wir auch ihn selbst mit Frau und Hund auf lebenswarmen, von Natur- und Kunstbegeisterung durchglühten großen Gemälden wieder. Seine Menschen zeigen weltmännischen Schliff, fühlen sich als die Geistesaristokratie ihres Landes und der Welt, als Europäer, und wandeln auf der Sonnenhöhe menschlichen Daseins, wie es nur den wirtschaftlich und geistig freien Kulturmenschen beschieden ist.

Krøyer, der 1909 im 58. Lebensjahre verstorben ist, gehört zu den tüchtigsten Künstlern in der modernen Malerei Dänemarks, und seine Werke, aus denen eine Fülle von Licht und Sonne in den Beschauer überströmt, werden immer viele Freunde finden.

Weniger beliebt bei der großen Masse der Kunstfreunde ist ein anderer, mindestens ebenso hervorragender Meister, nämlich *Ariften Zahrtmann*. Seine Werke zu genießen, erfordert einen tieferen Blick, ein feineres

Empfindungsvermögen. Während man die Erscheinung Krøyers, des Malers der auf den Höhen der Kultur wandelnden Oberschicht, aus der ganzen Entwicklung leicht erklären kann, steht Zahrtmann scheinbar außerhalb dieser Kreise, als ein Eingänger, dessen größte Werke mit der übrigen Kunst seines Volkes und seiner Zeit so wenig in Einklang zu stehen scheinen, wie die Rembrandts mit der Familien- und Kleinmalerei der übrigen Holländer. Zahrtmann nimmt gar keine Rücksicht auf das Publikum; er malt, was er will, und malt es, wie er will. Auch er hat seinerzeit in Italien Proletarierbilder gemalt, z. B. Mädchen, die Rast auf den Bau tragen, aber am meisten ist er bekannt als Maler der Lebensschicksale einer Königs-tochter, der Lenore Christine, der schönen und geistreichen Tochter Christians IV. Doch er malt sie nicht in ihrer Jugend strahlender Schönheit, sondern in ihrer 22 Jahre langen Gefangenschaft, als alternde, gemißhandelte, aber durch Leiden geläuterte Frau, und er scheut sich auch nicht, sie einmal in ihres Leibes Ueberfülle nackt darzustellen, entkleidet und verhöhnt von den Dienerinnen der rachschlichtigen Königin Sophie Amalie. Zahrtmann, der das Entsetzen der Kunstfreunde alten Stils seinerzeit auch durch einen mit eiternden Wunden bedeckten Goliath hervorgerufen hatte, galt als ein wunderlicher Querkopf. Nicht viel besser ging es den jungen Leuten, die in den achtziger und neunziger Jahren als seine Schüler zu ihm hielten. Man nannte sie „Bauernmalers“ — nicht in dem Sinne, wie man in Deutschland Defregger und Bantier als Bauernmalers bezeichnet, sondern mit einer gewissen Mißachtung, als käme ihre Kunst gleichsam in Holzschuhen daher, ungeschliffen und plump, daß jeder vornehme, feingebildete Mensch sich abwenden müßte von diesen Leuten, die eben gar kein rechtes Schönheitsgefühl hatten. Zahrtmanns Bilder weisen auf Rembrandt. Er erinnert an die Kunst des großen Niederländers, obwohl er in keiner Weise etwa als sein Nachahmer zu betrachten ist. Er ist selbst in jeder Hinsicht ein Eigener, und die sich seine Schüler nannten, waren dies keineswegs im Sinne von Jan Livens, Ferdinand Bol usw., dieser Schüler Rembrandts, die ja danach trachteten, so zu malen, daß ihre Bilder mit denen des Meisters verwechselt werden konnten. Uebrigens fehlte dazu bei den Schülern Zahrtmanns auch der wirtschaftliche Anreiz, denn Zahrtmann selbst konnte mit seinen Werken nicht, wie der Holländer, Millionen verdienen. Nur weil er nicht darauf angewiesen war, von seiner Kunst zu leben, wurde es ihm möglich, ohne Rücksicht auf das kaufsfähige Publikum seine eigenen Wege zu gehen.

Er selbst, jetzt schon ein Siebziger, ist Bornholmer, seine Schüler aber stammen meist aus Jütten. Sie nannten sich und ihre Kunst im Scherz die jütische Schule; später bekam dieser Ausdruck eine ernstere Bedeutung. Den Einfluß Zahrtmanns wird man kaum einem ihrer Bilder ansehen können, weder in der Wahl der Motive noch in der Behandlung des Stoffes. Jeder ist ganz anders als der Meister und auch ein anderer als sein Kunstgenosse. Getreu dem Grundsatz Zahrtmanns trachtete jeder danach, sich selbst getreu zu sein und gleich ihm seine eigenen Wege zu gehen. Dennoch kann man vielleicht in der Art ihres Schaffens etwas Gemeinsames erblicken, das der Ausländer zunächst als dänisch empfindet, aber auch innerhalb der dänischen Kunst wieder als etwas Besonderes, nämlich als die jütische Schule, aufgefaßt wird. Die Art dieser Maler wird von Nikolaus Lütjhöft in seiner Einleitung zum Katalog des Faaborger Museums so beschrieben: „Der unmittelbare Gesichtseindruck, die Farbenfreudigkeit, die Vertrautheit mit der Natur und das intime Verhältnis zum Motiv sind wohl die be-

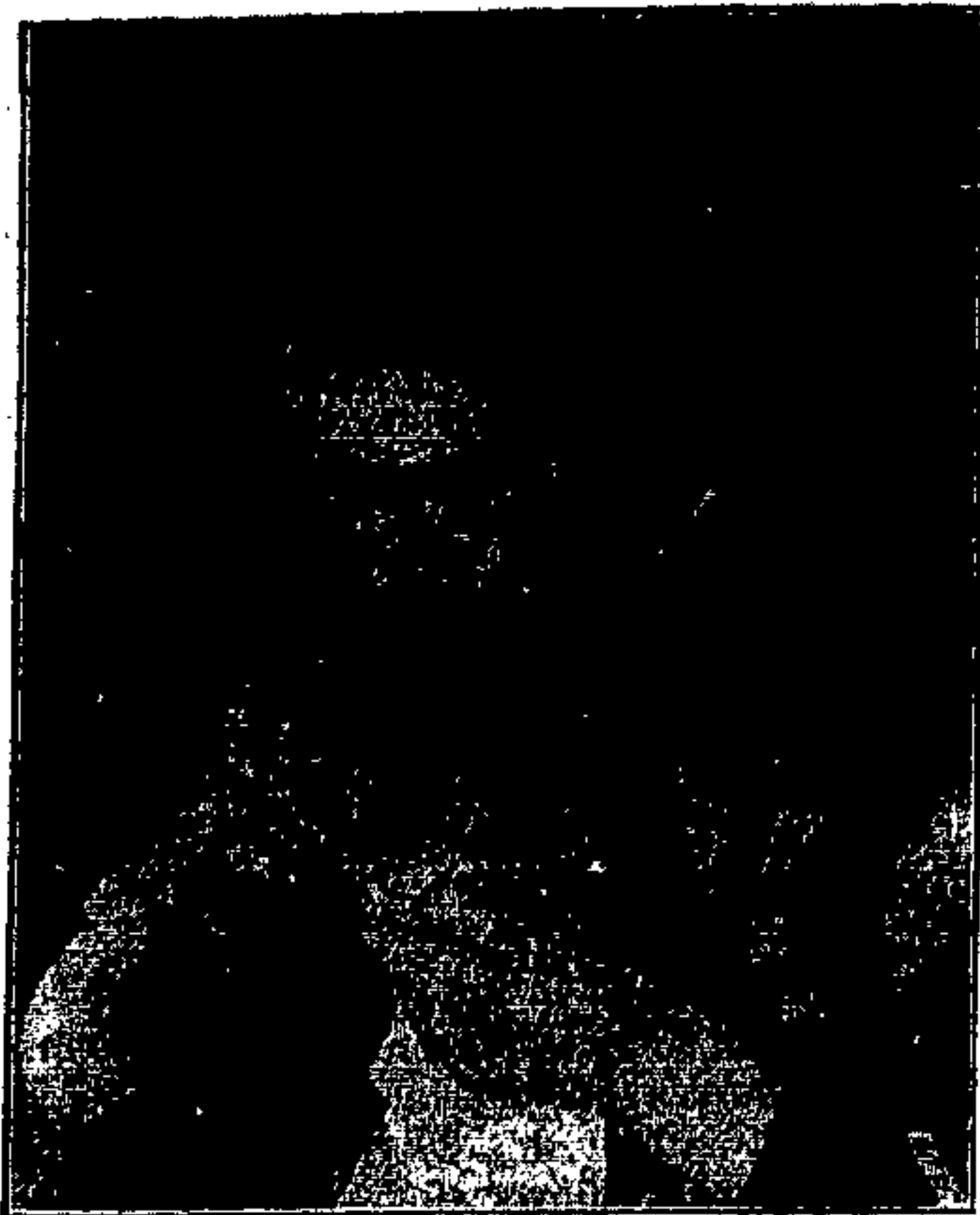




Peter Hansen: Morgens im Bett.

sondere Stärke der finnischen Maler. — Wer etwas typisch Finnisches in diesen Vorzügen suchen will, mag es tun. — Jedenfalls ist ihre Kunst ländlich frisch, ursprünglich und demokratisch. Sie kann sich zuweilen robust und gewaltig äußern wie Werke aus erster Hand, aber ihr Wesen ist schlicht und geradezu. Uebrigens ist die Zeit noch nicht gekommen, die Bedeutung und Stellung dieser Künstler genau zu bestimmen. Die finnischen Maler gehören noch nicht der Geschichte an.“ —

In unserer einfachen Wiedergabe einer Reihe von Bildern aus dem Museum kann der Beschauer natürlich keinen Eindruck gewinnen von der Farbenharmonie der Werke selbst, und auch durch farbige Reproduktionen bester Art könnte das nur zu einem sehr winzigen Teile möglich gemacht werden. Wohl aber wird der malerisch empfindende Leser und Beschauer des Bildes vom „Landweg bei Paris“ (ein Motiv von der Insel Seeland) erkennen, daß es mit einer innigen Liebe zu diesem kleinen Stückerchen Natur gemalt ist. Der Maler dieses Bildes, Poul Christensen, war ein Lieblings-schüler Zahrtmanns und hat Hohes und Götliches in der Kunst erstrebt. Nicht alles, was sein Schaffensdrang von ihm forderte, ist bisher voll zur Entfaltung gekommen. Er war arm, wie die meisten seiner finnischen Kunstgenossen, hatte viel mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Von seinem hohen Streben zeugt ein großes Werk im Faaborg Museum, das Dante und Virgil an der Höllempforte darstellt, und ebenso ein anderes, „Auch der Große am Meere“ genannt. Hier ist jener mächtige König dargestellt, der in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts über Dänemark, England und Nor-

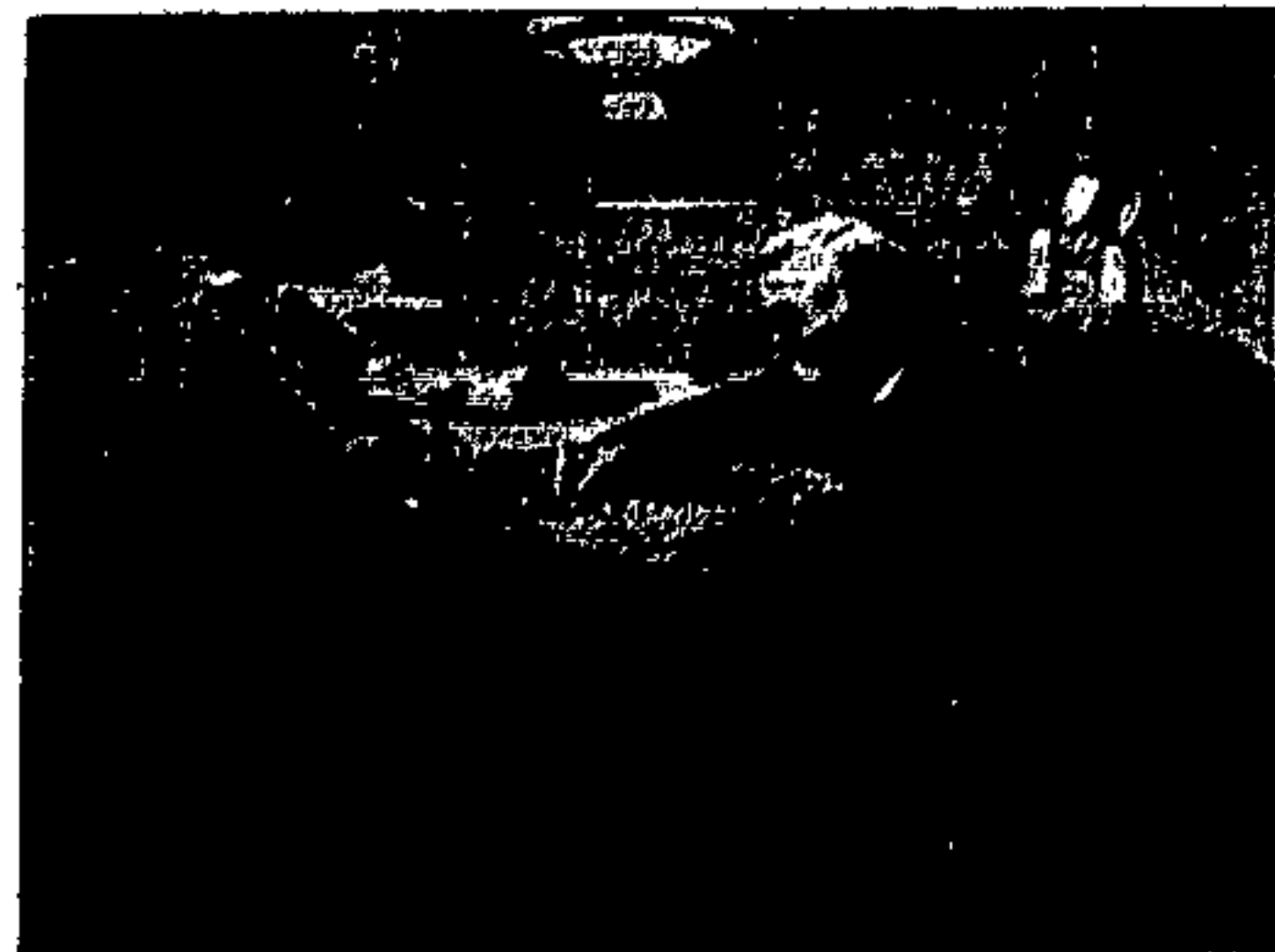


Jens Virkholm: Nähen des Mädchens.

wegen herrschte, dem Schmeichler einzureden suchten, er könne, wie über Menschen, auch über Sturm und Meer gebieten, der aber dann, wie die Sage erzählt, erkannte: daß Königsmacht Schwäche und Einfälligkeit ist.

In den „Salmaspielern“ desselben Künstlers sehen wir ein Paar Eheleute, die mit Anspannung ihrer ganzen Denkkraft und Ueberlegung dieser Art Damespiel sich hingeben. Sie scheinen einander gewachsen zu sein, und es ist fraglich, wer in diesem harmlosen Kampf der Sieger bleibt, die intelligent dreinschauende Frau oder der nicht minder gewitzte Mann, der die Arbeit seines Gehirns durch die belebenden Dünste des Tabaks anzuspornen sucht. — Poul Christensen mußte lange, eigentlich wohl allzulange auf den wirtschaftlichen Erfolg seines Schaffens warten; erst in den letzten Jahren ist es ihm gelungen, sich so durchzusetzen, daß seine Kunst ihm ein sorgenfreies Leben möglich macht. Nun steht er aber auch schon im 57. Lebensjahre, und sein Haar ist ergraut.

Aus dem reichen Schaffen des um sieben Jahre jüngeren Erik Syberg haben wir bereits ein Bild erwähnt. Er hat seine Laufbahn als Malerlehrling in Faaborg begonnen, ist aber jetzt schon seit einer Reihe von Jahren als einer der besten unter den finnischen,

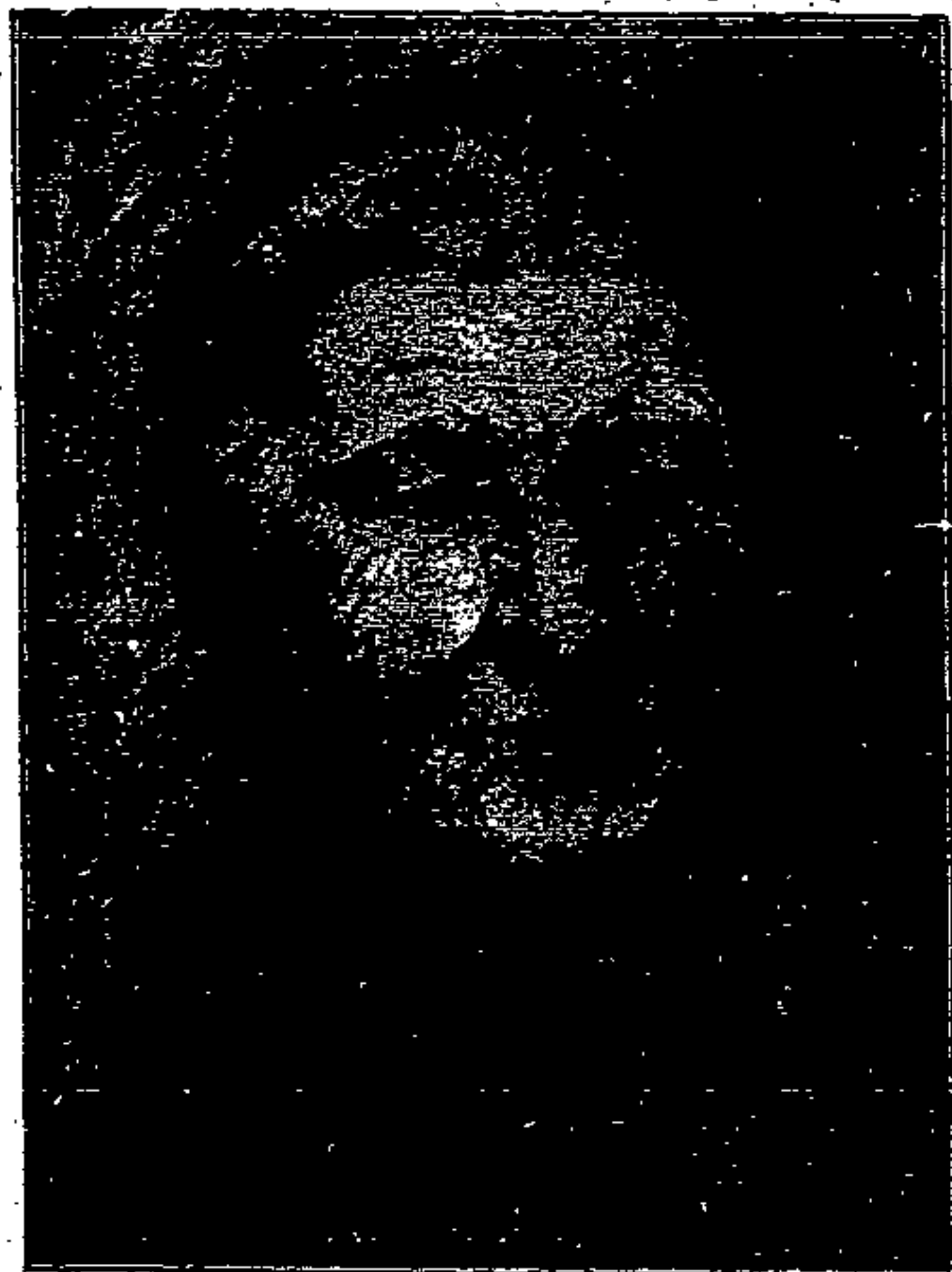


Poul Christensen: Salmaspieler.

wie überhaupt unter den dänischen Künstlern anerkannt. Auch seine Frau, Anna Syberg, eine Tochter des Malermeisters Hansen, ist als Künstlerin bekannt und geschätzt, und im Faaborg Museum zeugen namentlich ihre Blumenstücke von ihren nicht geringen Fähigkeiten. Von Erik Syberg geben wir hier eine Aquarellmalerei mit dem Titel „Mutter und Kind“. In diesem Motiv liegt das große Geheimnis, dem der Muttergotteskult seine Macht verdankt. Aber auch den Künstler, der für keine Kirche malt, reizt immer von neuem die Darstellung der ewigen Bande des sich unaufhörlich forterbenden Lebens. Keine verklärte Mutter Gottes, eine einfache Frau mit ihrem Kinde ist es, was wir auf unserem Bilde sehen, eine Frau, die des Lebens Härte erfahren hat, und ein Kind, wie ihrer so viele auf die Welt kommen. Es soll auch nichts anderes sein, als Mutter und Kind in diesem Sinne, — und wem sie nicht schön genug sind, der mag zu Raffael gehen und zu den anderen, deren Ruhm in die Welt hinausposaunt wird.

Syberg ist zuerst an die Öffentlichkeit getreten auf der Ausstellung in Charlottenborg bei Kopenhagen, unter anderem mit dem Bilde eines Schweinestalles von solcher Naturtreue, daß man die zarten Dünste zu spüren vermeinte.

Jens Virkholm ist als Maler des Proletariats unseren Lesern schon bekannt durch einen im vorigen Jahre veröffentlichten Aufsatz. Sein „Nähen des Mädchens“, ein kleines Delgemälde, stammt aus dem Jahre 1892, als der Maler kaum 23 Jahre alt war. — Mit allem Eifer und Ernst seiner jungen Jahre gibt das Kind sich seiner Beschäftigung hin — ein ganz alltäglicher Vorgang, einfach und schlicht darge-



Carl Schou: Kohlezeichnung.



Johannes Larsen: Portrait meiner Mutter.



Syberg: Mutter und Kind.



stellt, aber doch voll inneren Lebens. Die Meisterschaft in der Menschenschilderung, die Virtholm später in seinen Proletarierbildern kundgab, tritt uns schon hier vor Augen. Sein Schaffensdrang spornt ihn übrigens zu immer neuen Werken an, und unter anderem hat er das Museum seiner Heimatstadt mit Schilderungen des Lebens und Treibens der Schuljugend von Faaborg bereichert.

Es hat sich so gefügt, daß wir unter unseren Bildern zwei Porträts älterer Frauen haben. In die früher so beliebten Galerien schöner Frauenköpfe mit ihren Prachtstücken ebenso hübscher wie nichtsagender Bildnisse würden sie schwerlich hineinpassen. Weder Carl Schous „Kohlezeichnung“ noch Johannes Larsens „Porträt meiner Mutter“ wird man „schön“ genug dazu finden. Beide Bildnisse zeugen von Menschen, die des Lebens Arbeit, des Lebens Not und Sorgen kennen gelernt haben, und so prägt ein Stille Leben sich in diesen Gesichtern aus. Darum bieten sie dem in rechtem Sinne die Kunst liebenden Menschen mehr, als die geleckt und geschleckt aussehenden Glanzstücke der Schönmalerei. Carl Schous gehört seinem Geburtsort nach nicht zu den Dänen, er ist Kopenhagener, aber er war auch unter den Schülern Zahrtmanns und sein ganzes Schaffen weist ihm einen Platz unter den finnischen Malern und in ihrem Museum an.

In Johannes Larsen steckt ein sehr begabter Menschenschilderer. Dieser Künstler hat sich aber auch großen Ruhm als Tiermaler und Naturschilderer erworben, und vor allem liebt er es, die Vögel darzustellen. Das Museum besitzt neben seinen Delgemälden eine große Sammlung Aquarelle und Federzeichnungen von großen und kleinem Geflügel und anderen Tieren. Aber betrachten wir einmal sein Bild: „Frühjahr am Taarbystrand“. Man sieht den Strand im Hintergrunde und davor das ewige Meer. Auf den leicht sich kräuselnden Wellen segeln ein paar Möwen dahin — Schwarzkopfmöwen. Ihr gefiederter Leib berührt nur leise die Wellen, sie weilen bloß vorübergehend auf dem nassen Element, denn ihre Heimat ist die blaue Luft, und bald werden sie wieder emporsteigen und mit ihren Genossen da oben in der Höhe dahinschweben, bis sie dem Auge entweichen, um im nächsten Augenblick dicht über das Meer dahinzustreichen.

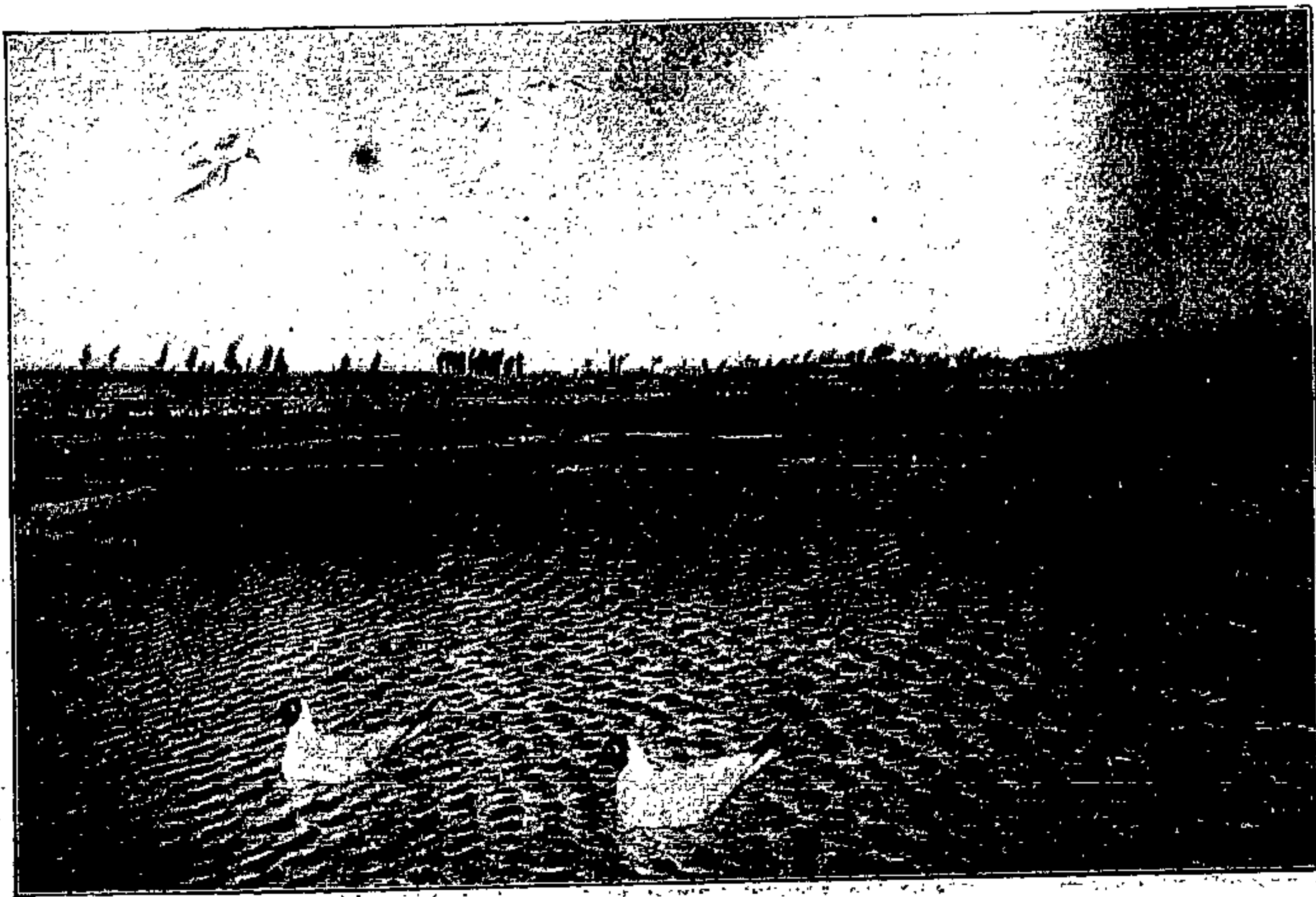
„Der Pflüger wendet den Pflug“ — so heißt eines der besten Gemälde der Sammlung. In früher Morgenstunde ist der Mann des Pfluges an der Arbeit mit seinem Pferd. Kräftig hebt sich die Gruppe ab von dem aufgebrochenen Erdbreich, von der feuchtschimmernden Luft. Das Wesen der ältesten Kulturarbeit der Menschheit tritt dem Beschauer lebendig vor Augen. Der Schöpfer dieses Bildes ist Peter Hansen. Betrachten wir ein anderes Werk von ihm: „Morgens im Bett“. Froh erwacht sind Mutter und Kind. Sie haben sich mancherlei zu erzählen. Zwischen den beiden Wesen, die die Natur durch die innigsten Bande zusammenfügte, sind mancherlei gemeinsame Gedanken und Gefühle. Das Kind läuft



Kaj Nielsen: Kleines Mädchen.

dem, was seiner sich entwickelnden Gedankenwelt bisher noch verborgen war, und die Mutter freut sich der Entfaltung der geistigen und seelischen Kräfte ihres Lieblings.

Peter Hansen, ein Sohn des Malermeisters Syraß Hansen, war, nachdem er eine gute Schulbildung genossen, erst bei seinem Vater in der Lehre, dann in den achtziger Jahren auf Zahrtmanns Schule und trat als Künstler an die Öffentlichkeit im Jahre 1889 auf der Frühjahrsausstellung zu Charlottenborg. Er, wie alle die anderen Künstler, die wir nannten, besuchte auch Italien, das alte Land der bildenden Kunst, das immer noch einen eigenen Reiz auch auf die dänischen Maler ausübt, obwohl ihre Art eigentlich mit der der Niederländer in der ganzen Art und Auffassung verwandt ist.



Johannes Larsen: Frühjahr am Taarbystrande.

Als letzten, aber keineswegs als geringsten der finnischen Künstler erwähnen wir den Bildhauer Kaj Nielsen. Er ist der jüngste der Gruppe. 1883 in der südfinnischen Küstenstadt Svendborg geboren, ist er dort aufgewachsen und hat daselbst zuerst das Malerhandwerk erlernt. Aber auf der technischen Schule seiner Vaterstadt begann er zu modellieren, 1892 kam er auf die Akademie in Kopenhagen. Elf Jahre später stellte er das erste Mal aus. Dänemark hat gegenwärtig nur wenige hervorragende Bildhauer, und es ist Kaj Nielsen, auf den man die größten Hoffnungen setzt. Sein „Kleines Mädchen“ ist das erste große Werk, das er in Marmor ausführte und das vom Faaborg Museum erworben wurde. Ein nacktes Mädchen in einer Haltung, die die Formen des Körpers in seltener Schönheit hervortreten läßt.

Nicht alle Künstler der finnischen Schule konnten wir hier erwähnen, und nur mit dürren Worten und wenigen Reproduktionen konnten wir es versuchen, dem Leser einen Einblick in das Wesen der finnischen Kunst zu gewähren — einer Kunst, die in der großen Welt noch nicht die Anerkennung gefunden hat, die sie verdient. Was die Meister der Tonkunst geschaffen, kann von tüchtigen Musikern immer wieder vorgeführt werden, und überall, wo es nicht an Kräften fehlt; ja, die großen Werke dieser Kunstart können erst durch das Zusammenwirken der Instrumente ihr inneres Leben in ganzer Fülle entfalten. Anders ist es mit den nur dem Auge vernehmbaren Werken der bildenden Kunst. Hier gewinnt man allein durch die Anschauung des von der Hand des Meisters geschaffenen Werkes den rechten Genuß. Reproduktionen und beschreibende, erklärende Worte können nur einen ärmlichen Ersatz bieten. Darum, wer sich so recht von Herzen erfreuen will an den Werken solcher Kunst, muß die Originale aufsuchen.

Für die moderne Malerei Dänemarks ist in der Hirschsprungschen Malereisammlung zu Kopenhagen, die vor kurzem in den Besitz des Staates und der Stadt übergegangen ist, ein Museum von außerordentlich hohem Wert geschaffen. Kopenhagen ist ja das große Zentrum des geistigen und kulturellen Lebens in Dänemark und eine Heimstatt der bildenden Kunst. Auch in dem geräumigen Staats-Kunstmuseum findet man manche wertvollen Werke dänischer Maler und Bildhauer. Weniger ist das in der von dem Kopenhagener Brauer Jacobsen errichteten Ny Carlsberg Glyptotek der Fall. Dieser

große Mäzen bevorzugt offenbar allzusehr die ausländische, vor allem die französische Kunst, im Gegensatz zu jenem Gönner und Förderer der Kunst, der das Faaborg Museum geschaffen hat. Hier allein, in dieser Kleinstadt, kann man die Werke der finnischen Schule, von denen verschiedene allerdings auch schon in anderen Galerien Aufnahme gefunden haben, gründlich kennen lernen und in aller Ruhe genießen. Das Museum mit den drei lichten Räumen, die bis jetzt von Werken gefüllt sind, ladet dazu ein. Den Künstlern ist hier immer freie Hand gelassen, ihr Museum mit den vorhandenen Mitteln so zu gestalten, wie sie es für



gut befinden, und sie sind unablässig und mit liebevoller Sorgfalt tätig, die Stätte ihrer Kunst zu hegen und zu pflegen.

Unsere Darlegungen sollten u. a. auch darauf aufmerksam machen, daß die Kunst, vor allem soweit sie Heimatkunst und nicht Nachahmung fremden Schaffens ist, ein Abbild und eine Widerspiegelung der sozialen Machtverhältnisse ihrer Zeit darstellt und Zeugnis gibt von der Achtung oder Miachtung, der die verschiedenen Klassen der Bevölkerung eines Landes sich erfreuen oder nicht erfreuen. Dänemark befindet sich gegenwärtig auf einer bürgerlich-demokratischen Entwicklungsstufe. Das Kultur- und Kunstinteresse ist stark geworden. Aber die Arbeiterschaft, das Proletariat hat sich aufgerafft, sich große Organisationen geschaffen, und rüttelt an den Pforten der bürgerlichen Gesellschaft. Unter diesen Verhältnissen muß die Kunst, wie auch die Literatur, ein bürgerlich-demokratisches Gepräge tragen.

„Arbeit, Brot und Friede“ — diesen Titel trägt ein Bilderbuch, das bei Langewiesche in Düsseldorf erschienen ist und den deutschen Kunstfreunden eine Auswahl von Werken der dänischen Malerei vorführt. Der

Titel ist gut gewählt. Von Kriegsbildern will man in Dänemark nichts wissen, und Brunkstille häßlichen Lebens wird man auch kaum finden. Reiche Nichtstuer und hohe Würdenträger liebt der Künstler nicht. Die Arbeit zieht ihn an, und selbst wo er Menschen in behaglicher Ruhe darstellt, weiß oder vermutet man doch, daß sie gearbeitet haben. Gleichsam als höchstes Motiv der Menschenschilderung erscheinen die vornehmen Männer geistiger Arbeit, die etwas geschaffen haben, was sich sehen lassen kann und Dauer haben wird in der Kulturgeschichte. Wohl greift ein Maler zurück in die Vergangenheit und in die Geschichte eines Königshauses. Aber man spürt keinen Schimmer von Hoflust und fürstlichem Gepränge. Das Leid ist es, das bitterste Leid, was ihn anzieht, und einer unter dem absolutistischen Regiment aufs ärgste gepeinigten Frau gilt sein Schaffen. An ihn schließt sich eine Gruppe von Malern, die unfein erscheinen, verglichen mit Krøyer und seinen Kunstgenossen. Sie steigen tiefer herab, sind derber als die anderen, und unter ihnen ist schon einer, der sich vor allem dem Proletariat zugewandt hat und in der niedrigsten Schicht des Volkes seine Motive findet.

Betrachtet man die prächtigen Gemälde Krøyers oder ergötzt sich an den fauberen Interieurs von Wilhelm Hammershøj, so liegt der Gedanke nahe, daß hier ein Höhepunkt erreicht sei, dem ein Abstieg, ein Niedergang folgen müsse. Doch aus den Tiefen ringt eine neue Bevölkerungsschicht sich empor, berufen, eine neue Kultur zu schaffen. Arbeit von Hand und Hirn hat Dänemark auf die gegenwärtige Stufe der Kultur gebracht, hat Brot geschaffen, Brot und Lebensgenuss für viele — doch lange nicht für alle. Die Entbehrenden und Enterbten verlangen danach, fordern immer größeren Anteil an den Gütern der Kultur. Der Friede, der uns aus manchem Bilde so freundlich anlächelt, ist nur scheinbar vorhanden. Kein Frühjahr vergeht, ohne daß Kapital und Arbeit im Kampfe liegen. In schweren Geburtswehen kündigt die neue Gesellschaft sich an. Sie wird noch viel mehr als die Gegenwart die Arbeit preisen, sie wird die Arbeit in den Gossitz des Lebens erheben. Sie gibt dem Künstler neue Motive des Schaffens, und mit noch mehr Recht wird man in kommender Zeit der Kunst ins Stammbuch schreiben können die Worte: Arbeit, Brot und Friede!

## Die Leute vom Weinberg.

Skizze von Aug. Wysocki.

In einer kleinen norddeutschen Stadt stehen in winzigen Abständen voneinander auf einem Hügel an der Hauptverkehrsstraße sieben kleine Häuschen aus rotem Backstein und mit roten Ziegeldächern. Das Terrain, auf dem diese Häuser stehen, heißt im Volksmunde der „Weinberg“. Woher die Bezeichnung stammen mag, habe ich nicht ergründen können. Mag sein, daß in alten Zeiten, als der Platz noch unbebaut war, auf dieser Anhöhe wilder Wein wucherte, denn echte Reben konnten in dem rauhen Klima wohl nicht gut reifen.

Jedes dieser Weinbergshäuschen wird von einer Familie bewohnt. Die Mieten sind billig, weil die Häuser im höchsten Grade altersschwach und baufällig sind. Jedes Haus hat einen Vorplatz mit einer Lehmdele. Dieser Raum dient gleichzeitig als Küche. Dann ein Wohnzimmer und eine Bodenkammer. Die Bewohner gehören in der Mehrzahl zu den Ärmsten der Armen in der Stadt. Im Sommer sehen die sieben Häuschen äußerlich recht freundlich aus, denn vor jeder Tür befinden sich wohlgepflegte kleine Anlagen mit Biersträuchern und grellroten Blumen. Ja, man findet sogar hier und da eine Laube, umrankt von wildem Wein. Im Winter schaut es dagegen um so öder aus.

Wer hier auf dem „Weinberg“ wohnt, wird von den eingeseffenen Bürgern der Stadt nicht als vollwertig angesehen. „Lumpenproletarier“ sagt man dazu. Und der Weinberg bildet im Städtchen eine kleine Republik für sich. Dem honetten Bürgertum sind diese „Armeleuthäuser“ inmitten der Stadt schon lange ein Stein des Anstoßes. Seit Jahren bemühen Kapitalleute sich erfolglos, den ganzen Komplex anzukaufen, die alten Baracken vom Erdboden verschwinden zu lassen und dafür eine Reihe moderner Miethäuser hinzustellen. Doch der Besitzer — ein alter Sonderling — will davon nichts wissen. Er sagt ständig: „So lange ich lebe, bleibt der „Weinberg“ in seiner jetzigen Gestalt bestehen. Ich hab' ihn von meinem Vater geerbt. Nach meinem Tode mögen meine Erben den Platz mit sogenannten „modernen“ Gebäuden verhandeln.“

Der Mann hat sicher eine ganz vernünftige Ansicht. Er will der Stadt ein Städtchen ehrwürdiges Altertum erhalten wissen. Kleine,

alte Häuschen, von Grün umgeben, haben immer etwas Idyllisches an sich.

Im ersten Haus wohnt ein Invalidenrentner. Einst ein großer, stämmiger Mensch, hat ihn der Schnäpsteufel bis zum Krüppel heruntergebracht. Seine Frau geht den Tag über in die Fabrik zur Arbeit. Seinen Sohn hat die Behörde in Zwangserziehung genommen und in eine Schmiedelehre gegeben. Die größte Schmach für den Invaliden ist es nun, daß sein Sohn ein Handwerk lernen muß. Er könnte in der Fabrik doch so schönes Geld verdienen und ins Haus bringen. Mit unglaublicher Hartnäckigkeit reicht er denn auch alle sechs Wochen ein Gesuch an die maßgebende Behörde ein mit der Bitte, seinen Sohn doch endlich aus der Zwangserziehung zu entlassen. Immer ohne Erfolg. Man kennt schon seine Pappenheimer. Von meinem Fenster aus kann ich beobachten, wie der Mann regelmäßig jeden Morgen auf zwei Krücken nach der nächsten Schankwirtschaft humpelt und sich eine Flasche voll Schnaps holt. . . .

Das zweite Haus beherbergt einen lahmen Zigarrenmacher nebst Familie. Ein sonderbares Menschenexemplar dieser „Piependreher“, wie er allgemein genannt wird. Er ist Tierfreund und vor allem Vogelliebhaber. Sein kleines Häuschen beherbergt wohl die meisten Lebewesen in der ganzen Stadt. Außer seiner fünfköpfigen Familie besitzt er einen schwarzen Seidenspiß — sein Liebling. Ohne diesen Spiß ist der Zigarrenmacher in der Stadt einfach undenkbar. Dann kommen als Bierfischer noch eine Ziege, die zwischen den Tabakblättern in der Stube herumsnuppert, zwei Kaninchen und ein Eichhörnchen dazu. Letzteres hängt während der warmen Jahreszeit vor der Haustür in einem Holzbauer. Und nun erst die Vogelwelt. Nachttauben und Dohlen, Drosseln, Finken und Eulen hängen im Wohnzimmer einträchtig nebeneinander. Ein Starmatz pfeift alle Melodien nach, die unser „Piependreher“ bei der Arbeit ertönen läßt. Die größte Aufmerksamkeit aber wendet er der Kanarienhede zu. Einige Hühner und eine Scatträhe — die den ganzen Tag über „Jakob“ ruft — picken die Drosseln, die von des Zigarrenmachers Tische fallen, vom Stubenboden auf. Die

Fütterung aller dieser Tiere geht Tag für Tag auf den Glodenschlag vor sich. In seinen vier Wänden ist der lahme Zigarrenmacher König. Er spricht mit solcher Begeisterung von seinem Viehzeug, wie ein Fürst von seinen Gosschranzen. Ist der „Piependreher“ allein in seinem Wohn- und Arbeitszimmer, so öffnet er auch die einzelnen Vogelkäfige — alles eigene Arbeit — und läßt seinen Lieblingen freie Bahn. Man sollte meinen, nun hätten die beiden Ragen einen Festtag — doch weit gefehlt. Die Ragen unseres Zigarrenmachers sind keine Raubtiere, sondern Gespielinnen der Vögel. Ein Auftreten auf einer Varietébühne mit allen seinem Viehzeug in einem Käfig würde dem Manne sicherlich mehr einbringen als das Zigarrendrehen. Einen derartigen Vorschlag würde er aber hohnlächelnd von der Hand weisen. Er will König in seinem Reich bleiben. . . .

Wir kommen zum dritten Haus — zur Höhle des „Löwen“. Einen „Löwen“ nennt man hierzulande einen Menschen, der der geregelten Arbeit weit aus dem Wege geht, ganz gleich, wo sie sich ihm bietet. Unser „Löwe“ ist ein arg verbummeltes Genie. Drabe Eltern ließen ihn Maler werden. Er hatte sogar Talent. Als er aber Geselle wurde, suchte er den ganzen Tag den, der die Arbeit erfunden hat — ohne ihn zu finden. Dabei kam er unter die Räder. Wie jeder Topf seinen Deckel, so fand er auch eine Frau und mietete sich ein Häuschen am Weinberg. Ein und wieder nahm er noch einmal den Pinsel zur Hand. Als diese Beschäftigung zu langweilig wurde, wechselte er seinen Beruf und wurde — „Löwe“. Nun steht er den Tag über am Bollwerk des kleinen Hafens, spuckt ins Wasser und wartet bis ein Kohlenkahn von Hamburg kommt. Dann nimmt man ihn und einige weitere Löwen für ein paar Stunden zum Kohlenaufladen an. Für den baren Erlös kauft sich unser „Löwe“ in erster Linie eine große Tüte voll „Swaten Krusen“ (Kantabak). Darauf geht er in den „Beichtstuhl“ — einer alten Kimmel- und Bierwirtschaft — und trinkt so lange, bis er voll ist und das Geld in der Tasche des Wirtes klirrt. Betrunknen sucht er dann seine Höhle auf dem Weinberg auf, verprügelt seine Frau, wenn er nichts Gbbares vorfindet, und schläft seinen



Rausch aus. Daß seine Familie für den Lebensunterhalt sorgen muß, ist so selbstverständlich, wie zwei mal zwei gleich vier. Ist im Winter der Hafen zugefroren, so steht unser „Löwe“ an den Straßenecken, die Hände tief in den Hosentaschen. Er späht umher, wo er auf ein Fuhrwerk aufpassen kann, dessen Führer Einkäufe besorgen muß, oder trägt in den Häusern an, ob er vor der Tür den Schnee wegschneen darf. Ein Schnapsgroschen fällt immer dabei ab. Bekommt der Mann einmal moralische Anwandlungen, so läßt er sich sogar das Gesicht vom Barbier verschönern. Das kommt aber sehr selten vor, im Jahre höchstens einmal. Kehrt er ausnahmsweise mal nüchtern nach Hause und macht ihm dann seine Frau Vorwürfe über seinen lüderlichen Lebenswandel, so sagt er ganz gelassen: „Wat Du woll gläuwst, Lemmen mit dat of geven, so gaut as Pastors un Scholmeisters un noch son Torkeltig.“ Er ist stolz auf seinen „Barn“. . . .

Das Haus in der Mitte — das vierte — hat eine alte Witwe mit ihrem Sohn inne. Die „weise Frau vom Weinberg“ nennt man die Alte. Die Frau steht weit und breit in dem Ruf, alle Krankheiten „wegpusten“ zu können. Abergläubische Menschen gibt es — wie überall auf der weiten Erde — auch hier. Ist in der Stadt jemand erkrankt, insbesondere ein Kind, und der Arzt bringt es in ein paar Tagen nicht wieder auf die Beine, so wird ganz heimlich „die weise Frau vom Weinberg“ geholt. Die bucklige Alte erscheint, macht ihren Fokusfokus, säckelt das „Geschenk“ ein und nach dem dritten Besuch wird das erkrankte Menschenkind entweder gesund — oder auch nicht. Wie's trifft. Der Sohn aber, ein kräftiger Bursche von über zwanzig Jahren, bekleidet den Posten eines Privatsekretärs bei seiner Mutter. Den Tag über nimmt er im Hause Bestellungen für diese entgegen. Abends und des Nachts verbringt er das Geld, das die Alte durch ihre „Pustkuren“ erwirbt. Das Geschäft floriert übrigens ganz gut, denn das noble Auftreten des Sekretärs trug ihm den Spottnamen „Baron von Weinberg“ ein. Dieses Haus in der Mitte ist aber auch das sauberste von den sieben Weinbergshäusern. Muß es auch sein aus Geschäftsrücksichten. Seine Schwelle überschreiten mitunter Leute, die an Reinlichkeit gewöhnt sind. Es ist durchaus keine Seltenheit, daß herrschaftliche Kutschen und Autos einen Augenblick in der Schummerstunde vor diesem Hause haltmachen — denn die „weise Frau vom Weinberg“ ist auch eine Kollegin der Lenormand, sie legt Karten und deutet Handlinien. . . .

Gleichfalls nur zwei Bewohner beherbergt auch das Häuschen Nummer fünf. Hier wohnen, so lange man denken kann, der Brotjohann und seine „Liebe“. Brotjohann ist ein Original. Als in jungen Jahren seine Frau starb, nahm er sich eine Wirtschafterin ins Haus. Als diese ihm dreißig lange Jahre die Wirtschaft geführt hatte, wollte er eine große Tat begehen und sie zur Belohnung für langjährige treue Dienste zu seiner Frau machen. Der Bürgermeister als Standesbeamter aber sagte zu ihm: „Mein lieber Brotjohann, dreißig Jahre lebst Du nun mit Deiner ollen Kathrin als „Mann und Frau“ und auf einmal wollt Ihr Euch heiraten? Du wirst doch wohl noch kindisch auf Deine alten Tage.“ „Wenn das so gemeint ist, Herr Bürgermeister, denn verzicht' ich“, sagte Brotjohann. Seit der Zeit nennt der Volkswitz die beiden „Adam und Eva“. Die ersten Menschen im Paradiese lebten ja auch, ohne angetraut zu sein, miteinander. Brotjohann erwirbt seinen Lebensunterhalt damit, daß er sich jeden Morgen in aller Herrgottsfrühe einen Handwagen voll Backwaren kauft und damit auf den Dörfern in der Umgegend haufiert. Er hat einen grauen Borstentopf und ein glatt-

raiertes Gesicht, das immer lacht. Brotjohann ist ein lächelnder Philosoph. Sprechen tut er nicht viel, er drückt alles in Gebärden aus. Wer ihn nicht kennt, hält ihn für stumm. Dieser Mann mit dem ewig lächelnden Gesicht ist aber ein arger Schwerenöter in Punkt „Weib“. Da er fleißig und strebsam ist, lebt er in guten wirtschaftlichen Verhältnissen. Ist Jahrmaktt oder Lanvergnügen in der Stadt, so ist Brotjohann immer da zu finden, wo die „kleinen Mädchens“ sind. Dann zieht er seine Spendierhosen an. Die Mädels wissen das und nutzen seine „schwache Seite“ gehörig aus. Kann er mal einem jungen Ding in die Backen kneifen, gibt er gern eine Reichsmark dafür als Geschenk hin. Am liebsten sucht unser Brotjohann einen Lingeltangel auf. Er erkämpft sich einen Platz in der vordersten Reihe vor dem Podium und bewirkt unermüdlich die Sängertönen. Es kommt ihm nicht darauf an, wenn an solch einem Tage ein großer „Fuchs“ zum Teufel geht. . . .

Das vorletzte Häuschen hat sich ein Flischuster auserkoren. Er bewohnt das Haus allein, denn er ist Junggeselle. Kein weibliches Wesen legt die ordnende Hand an seinen Kram. Er kocht, backt, scheuert, wäscht, putzt auf eigene Faust. Wie manche Fußbekleidungskünstler hatte er als Geselle die Angewohnheit, einige Tage in der Woche „blau“ zu machen. Als ihn aus diesem Grunde in der ganzen Stadt kein Meister mehr in Arbeit nehmen wollte, bekam er Unternehmungsgeist und wurde selbständig. Jetzt macht er in regelmäßigen Abständen von vier Wochen immer gleich acht Tage auf einmal „blau“. Sonst ein harmloser Mensch, der kaum bis drei zählen kann, ist der Schuster ein Efel auf seinen Dummeltouren. Die Gemeinheit guckt ihm dann aus allen Knopflöchern heraus. Unser Schuster hat einen dicken, kurzgeschorenen Kopf. Düstige, blaue Schweinsäuglein blicken aus dem breiten Gesicht in die Welt. Ein dicker, gelber Schnauzbart hängt ihm über die Mundwinkel. Im übrigen ist er ein gewichtiger Kerl; seine hundertundachtzig Pfund hat er. Er klagt ständig über die schlechten Zeiten, die schlechten Menschen und über seine vielen Krankheiten. Wenn unser Schuster den Tag über kräftig drauflosgeklopft und seine „Weinbergskundschaft“ befriedigt hat, macht er Musik — das heißt, er setzt sein Grammophon in Tätigkeit und leiert jeden Abend dieselben Nummern in genau derselben Reihenfolge runter. An den Leuten vom Weinberg — mit Ausnahme des Zigarrenmachers — hat er immer ein dankbares Publikum. Sind alle Platten abgespielt, holt er sein „Seemanns-Flavier“ — eine Ziehharmonika — vor, setzt sich auf sein Dreibein vor seine „Villa“ und entlockt dem Instrument schauerlich-schöne Töne. „Wenn doch der dicke Schuster aus Nummer sechs wieder besoffen wär, damit man acht Tage lang Ruhe hat“, flucht dann der Zigarrenmacher im zweiten Häuschen, „er kann einen mit seiner Dudelei wahnsinnig machen!“ . . .

Im letzten der sieben Weinbergshäuschen endlich haust ein Lumpenhändler. Dem Manne sieht man es schon von weitem an, daß er ein „unsauberes“ Geschäft betreibt. Er starrt von Schmutz an Kleidung und Körper. Sein langer, struppiger Vollbart und sein Haupthaar sind wohl seit Jahr und Tag weder geschnitten noch gekämmt. Das Gesicht wäscht er sich im Höchsfalle jede Woche einmal. Jeden Morgen spannt er seinen Bernhardinerbastard vor ein Wägelchen, das er aus einem alten Kinderwagen hergestellt hat, und zieht durch alle Straßen der Stadt, fortgesetzt rufend: „Lumpen, Knochen, altes Eisen, alte Stiefel!“ Eine gute Seite hat der Mann an sich. Barry, sein Ziehhund, bekommt niemals Schläge. Setzt sich der Mann auf seiner Tour an der Straße zum Frühstück hin, dann bekommt der Hund den ersten Bissen.

Es ist amüsant, solch einem Frühstück der beiden zuzusehen. Es kommt keiner um einen Gappen zu kurz. Nahe Kinder und bringen eine Hand voll Lumpen, so zahlt der Händler nicht in bar aus. Er hat da ein kleines Kästchen mit allerlei schönen Sachen: Bleistifte, Federn, Federhalter, Abziehbilder, Wiberbogen. Selbst größere Artikel, wie Notizbücher, Federkästen, Taschenmesser, gibt er für gewichtigere Buntwendungen als Entlohnung. Da sich in seiner Familie seit zehn Jahren jedes Jahr Nachwuchs einstellt, ist sie sehr groß geworden. Seine Frau nennt man die „Waldfrau“. Sie durchstreift die Wälder der Umgegend und sucht während der Sommermonate Pilze, Beeren und Kräuter zum Verkauf. Im Winter trägt sie Brennholz ein.

Eine einträchtige Nachbarschaft herrscht in den sieben Häusern. Selten hört man dort — wie in anderen Stadtgegenden so oft — von Hant und Streit. Das kommt wohl daher, daß jede Familie ihr kleines Reich für sich hat.

## Nacht und Helle.

Was nützt mir, wenn ich zage?  
Wer lindert meinen Schmerz?  
Wer hilft mir, wenn ich klage  
Und schaue himmelwärts?  
Wem soll ich mich vertrauen,  
Wenn ich in Nöten bin?  
Auf Menschenhilfe bauen,  
Das war noch nie mein Sinn.

Die Sonne strahlt und funkelt,  
Lacht mir in's Herz hinein,  
Sie weiß nicht, wie es dunkelt  
Im stillen Kämmerlein.  
Wohin die Strahlen fallen,  
Die Sonne kümmert's nicht,  
Sie spendet froh uns allen  
Ihr süßes, goldnes Licht.

Wie ist's im Menschenleben  
So anders doch bestellt,  
Wie ungleich sind vergeben  
Die Schätze dieser Welt!  
Wo sind des Lebens Güter  
Verteilt wie Sonnenpracht?  
Von Tausenden, ihr Brüder,  
Kaum einer ist bedacht.

Und wie so Viele leiden,  
Die nichts vom Glücke sah'n,  
So muß' auch ich beschreiten  
Die gleiche Dornenbahn.  
Doch klag' ich nicht und flehe  
Um Trost und Gnadenbrot,  
Sollt' ich vor Schmerz und Wehe  
Auch sinken in den Kot.

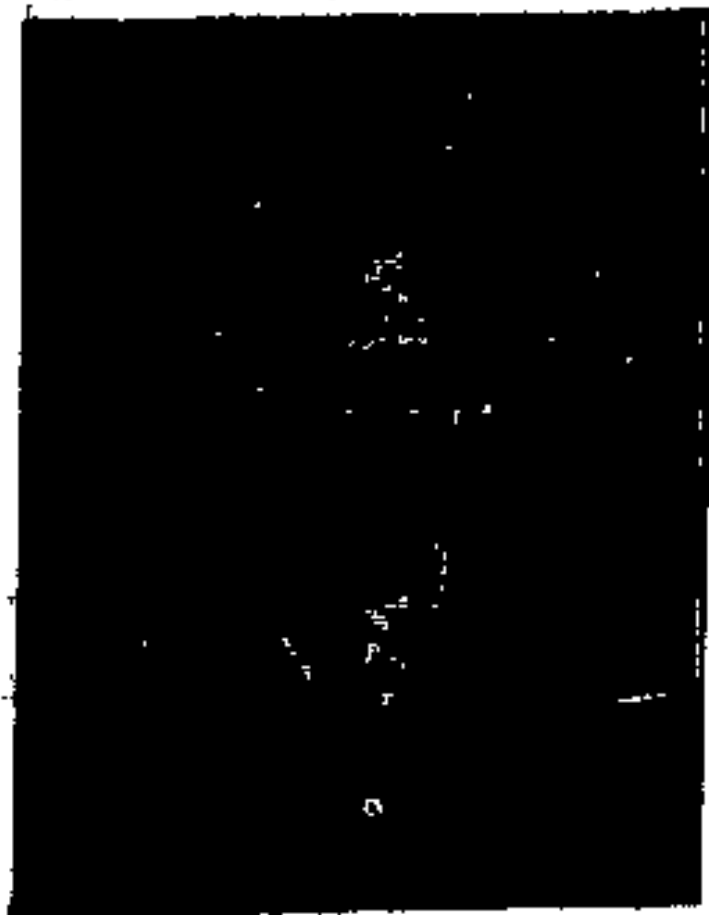
Ob's auch im Herzen dunkel  
Trotz aller Sonnenpracht,  
Dringt auch kein Sterngefunkel  
Durch dieses Elends Nacht,  
Ich weiß, es kommt ein Morgen,  
Da leuchtet Stern auf Stern,  
Da fliehen aller Sorgen  
Gewalten in die fern!

Da lacht die Sonne allen  
In's frohe Herz hinein,  
Der Freude Ruf wird schallen  
Und jeder glücklich sein!  
Doch keinem sei's verziehen,  
Der nicht die Kräfte rührt,  
Der nicht ein feurig Glühen  
In seinen Adern spürt!

Dem nicht der Zorn unbändig  
Voll Grimm im Herzen nagt,  
Der für die Freiheit ständig  
Nicht Gut und alles wagt!  
Wir betteln nicht und bitten,  
Wir fordern unser Recht,  
Und würd' es auch erstritten  
Durch Kampf und heiß Gefecht!

Richard Weismann.





**Theodor Wälder,**  
der Verfasser des in der vor-  
liegenden Nummer abschließen-  
den Artikels über die Kunst-  
schätze des Saaborgers Museums  
ist kürzlich gestorben. Wälder, der  
sich als feinsinniger Übersetzer  
nordischer Dichter hervorgetan,  
ist nur 46 Jahre alt geworden.

im offiziellen Jargon von Peking hießen, enthält eine ausführliche Bekanntmachung Tzu Hsi über den Fall von Nanjing (1864), die einen Auszug aus dem Bericht des bei der Katastrophe befehligenden Mandchu-generalis Tseng Kuo-fan darstellt. Die Kaiserinwitwe rühmt ihn hoch wegen seines siegreichen Vordringens gegen die Rebellenhauptstadt. Nachdem er Wutchang zurückerobert, habe er, östlich vorstehend, über hundert Städte genommen und schließlich die Belagerung von Nanjing begonnen. Ein Entsatzversuch der Taiping außerhalb wurde zurückgeschlagen, wobei hunderttausend Rebellen niedergemacht wurden. Schließlich gelang es dann den Belagerern, die äußeren Verteidigungswerke der Stadt einzunehmen; aber obwohl einige dreißigtausend Taiping dabei über die Minge springen mußten, so war der Verzweiflungskampf der übrigen doch noch keineswegs zu Ende: „Ihr sogenannten König und sein vertwegenes Gefolge setzten in der inneren Stadt noch Widerstand entgegen und kämpften grimmig bis zum Ende.“ Der weitere Kampf vollzog sich zunächst vornehmlich unter Regen von Minen und Gegenminen in der Nähe der wichtigsten Forts. Endlich hielt man den letzten Sturm für hinreichend vorbereitet. Nachdem durch Sprengung einer Mine eine mächtige Bresche gelegt worden war, drangen Tseng Kuo-fans Streitkräfte in die Stadt ein. Eine unangenehme Störung verursachte das Aufspringen einer Mine der Taiping, wobei viele von den Kaiserlichen

umkamen und andere sich zur Flucht wandten. Nur dadurch, daß diese einfach von ihren Führern niedergemacht wurden, gelang es, einem allgemeinen „Mette sich, wer kann“ vorzubeugen. So „gingen die Kämpfe in der Stadt weiter und endeten schließlich mit einem vollen Siege der Kaiserlichen. Die Häuser der Hauptrebellenshöfen gingen in Flammen auf. Ausbruchversuche mehrerer Scharen von Rebellen schlugen nach dem Vericht völlig fehl und es wird also mit Behagen das Fazit gezogen, daß die Meierei nichts zu wünschen übrig ließ: „Während dieser drei Tage wurden über hunderttausend Rebellen getötet, von denen etwa dreitausend ihre sogenannten Führer, Generale und hohen Beamten ausmachten.“ Man hatte bloß nicht die Befriedigung, den obersten Rebellen Hung-sin-tschuen lebendig zu kriegen und ihn mit Behagen hinrichten zu können. Er hatte sich schon geraume Zeit vor der Katastrophe vergiftet. So konnte man bloß an der Leiche sein Mäntchen kühlen. Sie wurde ausgegraben und auf einem Scheiterhaufen verbrannt, nachdem das Haupt abgeschlagen worden war, um zur allgemeinen Ansicht in den Provinzen herumgeschickt zu werden. Einige andere Rebellenführer, deren man sich lebendig bemächtigt, wurden hingerichtet, ihre Köpfe auf langen Stangen zur Schau gestellt. Wie Tseng Kuo-fan behauptet, rief der Anblick „im großen ganzen“ Genugtuung hervor. Dieses große Ganze wird wohl auf die Sieger zu beschränken sein; denn an anderer Stelle gibt der General selbst zu, daß einer der Hingerichteten beim Volke außerordentlich beliebt gewesen sei. Er konstatiert auch, daß die Revolutionäre durchweg bis aufs Weiberste an ihrer Sache und an ihren Führern festhielten: „Hier in Nanjing hat sich kein einziger Rebell ergeben. Viele haben sich lieber lebendig verbrannt, als sich gefangen nehmen zu lassen.“ Der Bericht gibt sonst in einem Punkte nicht die volle Wahrheit; er erwähnt nämlich mit keinem Wort die ausschlaggebende Rolle, die auch bei der Einnahme von Nanjing der Engländer Gordon und seine Scharen gespielt haben. Tatsächlich aber hat es etwas Befriedigendes an sich, daß selbst diejenigen, denen die Schergen Dienste der Europäer zum Siege verholfen, kein Wort des Lobes dafür übrig haben.

**Die Pflanzennahrung des Menschen der Urzeit.** In einem neuen Bändchen der bei J. S. W. Dieck Nachf. erscheinenden „Meinen Bibliothek“ (Stuttgart. Band 22. Nr. 6. 75 Pf.; geb. 1 Mk. Vereinsausgabe 50 Pf.) erörtert Heinrich Cunow die „Nahrungsbeschaffung und Ernährung“ des Urmenschen. In seinen Lebenswerten und interessanten Ausführungen kommt er auch auf die aus dem Pflanzenreich geholten Nahrungstoffe des Diluvialmenschen zu sprechen; er sagt u. a.:

Neben der Fleischkost hat allem Anschein nach die Pflanzentkost eine untergeordnete Rolle gespielt; doch widerspricht es aller bei heutigen niedrigen Naturvölkern gesammelten Erfahrung, wenn einzelne Anthropologen und Prähistoriker annehmen, der mitteldiluviale Mensch hätte während langer Zeitperioden ausschließlich von Fleisch gelebt. Als sicher kann gelten, daß der Ur-mensch, nachdem er sich vorher hauptsächlich von Vegetabilien, Eiern und Meeresfrüchten ernährt hatte, mit dem Beginn der Diluvialzeit mehr und mehr zur Fleischnahrung überging und besonders in den einzelnen Kälteperioden hauptsächlich von Fleisch gelebt hat, und zwar mit Vorliebe, soweit er solches zu erlangen vermochte, von fettem Fleisch; aber wie bei allen auf eintwickelhaltige, kohlenhydratarme Wildnahrung angewiesenen Völkern wird sich ganz naturgemäß auch bei dem Menschen der Eiszeiten die Begier nach stärkehaltiger und zuckerhaltiger Pflanzentkost eingestellt und ihn immer wieder zur Auffuchung solcher Nahrung bewogen haben. Es ist deshalb anzunehmen, daß er ebenso wie die heutigen niederen Jägervölker junge Blattknospen und Sprossen, Wurzeln, Knollen, Samen, Beeren und Krautgewächse verzehrt hat — teils roh, teils geröstet. Gefeßt hat es an solchen Nahrungsmitteln im mittleren Diluvium nicht. Neben allerlei Zwiebelgewächsen waren zum Beispiel Walnußbäume, Haselnuß-, Wacholder- und Himbeersträucher, Preiselbeeren, Vogelbeeren, Erdbeeren, Schnebeeren, Bogelliriche, Kornelliriche, Holunder usw. weitverbreitet. Allerdings scheint auch in bezug auf die Zubereitung der Pflanzentkost der mitteldiluviale Mensch noch nicht jene Stufe erreicht gehabt zu haben, auf der heute selbst schon die niedrigsten Wildvölker stehen, denn während diese es bereits verstehen, die Samen auf flachen Mahlsteinen zu zerreiben und zu breiartigen Teigen zu verarbeiten, die dann auf heißen Steinen gebacken werden, sind bisher nirgends Mahlsteine aus der ersten Hälfte der Quartärzeit gefunden worden.



**Fritz Siegmann,**  
ein Veteran der Thüringer  
Parteiorganisation und lang-  
jähriger Geschäftsführer der  
„Freiwilligen“, starb Ende  
Juli im Alter von 72 Jahren.  
Die Beerdigung des verdienten  
Genossen gestaltete sich zu einer  
imposanten Demonstration.



Einzimmerwohnung: 6,30 Meter lang, 2,70 Meter breit,  
2,30 Meter hoch; liegt in der 3. Etage, ohne Wasser-  
leitung und Klosett; darin haufen 8 Personen.



Einzimmerwohnung: Größenverhältnisse ähnlich, wie  
im nebenstehend reproduzierten Räume; Anzahl der  
Mieter 10 Personen.

## „Wohnungskultur“ im Waldenburger Bergrevier (Niederschlesien).